Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 4. Bromberg, den 26. Januar 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(8. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

So standen sie und blickten in den hellgewordenen Tag hinein.

„Nun glaube ich aber wirklich, wir sind in einem verwunschenen Schloß", rief Salmaser plötzlich aus, „schau doch, Veri, schau da draußen!"

„Aah — —" machte der Junge überrascht, „aber jetzt muß ich mich beeilen, die Sonne will schon über die Berge blinzeln — —"

„Was denkst du," wehrte Salmaser schier erschrocken, „du hast ja noch nicht zu Morgen gegessen . . . und eine geschmälzte Brotsuppe ist rasch gemacht."

„Nein, Herr," bat Veri leise, „wenn ich nicht rechtzeitig zum Melken da bin, sind die Tiere traurig."

Salmaser schwieg betroffen, als hätte er den Buben zu etwas Unrechtem verleiten wollen.

„Du hast recht," sagte er kleinlaut, „dann geh jetzt und grüß mir den Bauer!"

Er öffnete die Tür. „Hör' auch, Veri," sagte er dabei, „immer gut sein mußt du zu dem Bauer. Wenn die andern wider ihn maulen, dann stehst du zu ihm, gelt? Er ist ein Guter, der Badstuber. Und ist er einmal grätig, alte Leute müssen wir tragen, weil sie früher uns getragen haben. Verstehst du das?" Und als der Junge nicht gleich antwortete, fügte er hinzu: „Zweimal im Leben sind wir Kinder, einmal, wenn wir jung, das andere Mal, wenn wir alt sind. Kinder aber muß man mit Liebe behandeln."

„Jetzt verstehe ich, wie Ihr's meint, Herr . . . Ja, ja, recht habt Ihr . . . und es weiß es keiner besser als ich." Er hatte auf den Boden geblickt, als suchte er etwas. Dann waren die letzten Worte tonlos von seinen Lippen gekommen.

Sie traten vor die Hütte, staunten in das Lichtwunder der Frühe. Der langgestreckte Talkessel, die niedrigen Höhen ringsum lagen unter einem Meer von weißen Nebelballen begraben. Es war, als hätten Riesenfäuste gewaltige Schneeberge an- und aufeinander getürmt. Über der zerklüfteten Schaumwüste ragten im Süden die Spitzen der Alpen, rosenglutumflossen. Starr bildhaft war die schweigende Pracht. Aber nun kam Leben hinein. Sonnenblitze schossen vom Horizont her über die weiße Fläche, dunkelblaue Wolkenschatten stampften wie Urtiere drüber hin, ein Funkeln glitt bald hier, bald da wie schillernde Schlangen durch den wogenden Dunst. Die Tageskönigin trat strahlend aus ihrem goldenen Tor.

Nun tönte Glockengeläut aus dem Nebel herauf, feine, dünne Stimmchen aus den Weilern und Dörfern, tieferes Dröhnen von weit her, wo die Städte unter der flimmernden Wolkendecke lagen.

Veri Sandl schlug das Kreuz. Dann sagte er hastig: „Fünfe ist's . . . wenn ich lauf, langt's gerad bis zum Melken. Lebt wohl, Herr!"

„Ja, leb wohl, Veri!" Er gab dem Jungen die Hand und drückte sie. „Und komm auch wieder!" setzte er hinzu.

„Mein Krug mit den Beeren steht noch am Baum im Moos —"

„— ich hole ihn, und wenn du kommst, nimmst du ihn wieder mit."

„Ja, Herr . . ."

Mit langen Schritten sprang er den Berg hinunter. Bald war er im Nebel verschwunden.

Basil Salmaser stand noch, als er ihn nicht mehr sah. Ein unsicheres Gefühl fiel ihn an. Fröstelnd betrat er die Hütte. Als er Holz in die Feuerstätte legte, um sein Frühstück zu bereiten, wandte er den Kopf. Es war ihm, als hätte er einen Juchzer aus der Tiefe gehört. Den hatte ihm wohl der Knabe zum Abschied gesandt.

5.

Als Veri Sandl in die Nebelschwaden eingetaucht war, trabte er zwiespältigen Gefühls dem Christazhof zu. Ein Häslein querte seinen Pfad. Auf einer Waldschneise ästen zwei Rehe, Mutter und Kind; sie flüchteten nicht, ruhig schritten sie in das Tannendickicht. Die Bäumchen standen im Dunst wie verschleierte Frauen.

Voll Heiligkeit war die Frühe. Ein Hahn krähte in der grauen Ferne immerzu, schnarrende Feldhuhnketten flogen auf und fielen bald wieder in das Rübenstück.

Eine putzig kleine Feldkapelle am Wege lud zur Morgenandacht. Rasch trat Veri ein. Er war seinem Schutzheiligen noch ein Vergeltsgott schuldig. Wenn er älter war und Geld genug verdiente, sollte der Heilige auch solch buntes Täfelchen von ihm haben, wie sie da so schön an der weißen Kalkwand hingen. Er stellte sich's vor, wie er dem Maler die Einzelheiten des Bildes angeben würde. Ein Stücklein herbstvergoldeten Bruchlandes sollte den Hintergrund bilden, in Tümpeln und Wassergräben letztes, verrinnendes Sonnenblut. Vorne mußte eine gähnende, schwarzschlüpferige Tiefe sein und eine Birke daran mit hängendem, gebrochenem Zweig. Drunten, fast versunken im Moor, ein junger Mensch, aber des Heiligen rettende Hand über ihm . . . Und das milde gütige Gesicht des Heiligen mußte die Züge des Herrn aus der Mooshütte haben . . .

Veri Sandl, der Bauernbub, kniete nieder vorm Altar und betete. Seine Augen blickten dabei gläubig zu dem grobgeschnitzten Christkind auf, das der Mutter Gottes zappelnd im himmelblauen Schoße lag. Ganz andächtig war ihm im Herzen. „Du mein lieb's Herrgöttle," flüsterte er, verzückt auf das nackte Büblein starrend, „du hast nicht wollen, daß ein armer Waisenbub, wie ich, so elend hat sterben müssen, du hast mir meinen Heiligen gesandt . . . vergelt's Gott viel tausend, tausend Mal!"

Eine Weile blieb er mit den Knien noch auf den Steinfliesen, ohne zu beten. Seine Haltung war ein keuscher, naiver Dank an die geheimnisvolle Kraft, die seit Jahrmillionen unerforscht, rätseltief auf dem Grunde jeder Menschenseele ruht.

Kühle Dämmerung wob durch den engen Raum . . . Raschelte ein leiser Wind in dem trockenen Feldblumenkranz, den fromme Einfalt der reinen Jungfrau in bitterer Leibesnot zu Füßen gelegt hatte . . .? Huschte ein Schatten in den Rahmen der offenen Tür . . .?

Veri erhob sich vom Boden. Ein Räuspern riß ihn aus seinen Gedanken. Er wandte sich um.

„Lydia!"

„Veri!"

Die Stimmen mischten sich ineinander. Ihr Widerhall brach sich an den Wänden. Sie hielten sich an den Händen und sprachen zuerst kein Wort. Veri suchte die Augen des feinen, großen Mädchens und entdeckte einen verschleierten Glanz darin, den er früher nicht wahrgenommen hatte. Von einem großen Erlebnis schien der zu reden, von einer Sehnsucht, die wie der Funke unter der Asche glühte.

Langsam ließ er ihre Hand aus der seinen. Sie verließen die Kapelle.

„Kommst du vom Christazhof?" fragte er. Sie nickte und lächelte ihn an, indes sie ihre Schritte seinem Vorwärtsstürmen anzupassen trachtete.

„Hast du's so eilig, Veri?"

„Das Vieh spannt doch gewiß, wo ich bleibe."

„Auf dem Hof haben sie schon gestern abend nach dir geschaut."

„Ich weiß, ich weiß . . . aber gestern abend hat der Tod auf mich gewartet . . ."

„Der Tod?"

„Im Moor droben hat er bei mir gestanden . . . ich hab' seine Sense klingen gehört . . ."

Das Mädchen schaute ihn von der Seite an. Er war noch der Alte, der Bub! Süßtraurige Stunden einer leidverstürmten Kindheit stiegen vor ihr auf, in denen gemeinsame Tränen mutterlosen Wehs in Gärten erträumter Unwirklichkeit versickert waren.

„Hast du ihn gesehen, den Tod?" fragte sie, versonnen in die brauende Weite schauend.

„Am Baum hat er grinsend gestanden, als er mich im Sumpf versinken ließ."

„Veri — —" fuhr sie erschrocken auf.

„Es ist ja vorüber", sagte er aufatmend, „es kam einer, der hat ihm die Sense aus der Hand geschlagen."

„Gott?"

„Einer, der gut ist. In jedem Guten ist Gott."

Die Morgenstille fing das Wort auf und trug es durch die lichtsaugenden Wolken zur Sonne. Da langten Engelhände aus dem Himmel heraus, griffen es auf, spielten mit ihm, betrachteten es mit seligen Kinderaugen. Einer warf es dem anderen zu. Wo es die rosigen Fingerchen berührte, fing das Wort an zu tönen; unsäglich zarte Klänge schwangen und summten durch die Vorhallen des Thronsaales, also daß die Türen der Seelenkämmerlein sich auftaten, und ein Staunen und Lauschen war an allen Enden. Vor der Pforte des Hochheiligsten aber nahm der letzte Engel, der einst auf Erden ein armes Waisenbüble war, das Wort, trug es hinein und legte es auf die goldenen Stufen des Throns. Die schmerzhafte Mutter hob es auf, reichte es dem Schöpfer der Welt; der barg es lächelnd an seinem Vaterherzen . . .

Also dachte Lydia Bachammer verträumt, als sie das Wort ihres Stiefbruders Veri Sandl hörte. Dann sagte sie: „Das mußt du mir erzählen." Sie faßte ihm am Arm.

„Ja, das muß ich." Er nickte vor sich hin. Drauf fragte er: „Warst du bei der Stiefmutter in unserm Dorf?"

Das Mädchen streifte die Ärmel des Kleides hoch.

„Sehen kannst du's, daß ich bei ihr war."

Der Arm war voller Flecken, blau, braun, gelb und grün umlaufen.

„Sie hat dich geschlagen?" stieß der Knabe hervor.

„Mein Rücken sieht wohl nicht besser aus."

Der Bub knirschte mit den Zähnen.

„Wenn ich's ihr heimzahlen könnt', der Hex!"

„Das braucht's jetzt nimmer," sagte das Mädchen beruhigend.

Der Veri fuhr auf.

„Gehst du nicht mehr zu ihr zurück??" fragte er rasch.

„Sie hat mich auf die Straße gesetzt . . . Bei den teuren Zeiten jetzt könne sie keinen unnützen Fresser auf dem Halse haben."

Die Worte klangen bitter, fast schluchzend. Sie strich sich das Braunhaar über den Kopf.

„Unnütz? . . . Du?!"

„Ja, so hat sie gesagt."

„Wie ein Roß hast du für sie geschafft, Händ und Füß sind dir bei ihr erfroren . . . und hungern hat die Geizige dich lassen."

Lydia Bachammer seufzte.

„Durch viele Winter war dunkle Zeit für mich bei der Mutter — —"

„— — nenn' sie nicht so . . . gib ihr den Namen nicht."

„Du hast recht," sagte sie und warf die Weichheit von sich, „sie verdient es nicht . . . die Olenhausen wollen wir sie nennen, wie sie heißt. Aber weißt, sie frißt sich selbst vor Gift und Neid . . . und jetzt will sie den rohen Schulmeister Lieb heiraten, den ungebildeten Rüpel, das verdient sie . . . die beiden sind ein nobles Paar."

Beide lachten.

Nach einer Weile sagte der Bub: „Einen neuen Platz wirst du dir suchen müssen . . ."

„Über den Winter wird sich schon etwas finden zum Unterschlupf, und im Sommer geh ich wieder auf die Alm."

In die Augen des Knaben trat eine warme Leuchte. Bewundernd sah er zu der älteren Gefährtin auf.

„Du bist so mutig, Lydia," sagte er und suchte ihre Hand, „auch wenn das Leid zu dir kommt, gehst du ihm entgegen."

Der Christazhof tauchte vor ihnen auf. Das letzte Heu war nun fast herein. Nur vereinzelt stand es noch auf den Heinzen und hatte die braune Farbe und den herbstarken Geruch des Alters. Karle, der Knecht, ging hinkend neben dem Güllefaß, das er heute schon zum dritten Male auf die Wiesen fuhr. Scholli, der Hund, zerrte wie toll an seinem langen Drahtseil, das in einer Laufrolle unter dem Scheunendach hing und dem Hund gestattete, die ganze Front der Gebäude abzustreifen. Jetzt raste er hin und her und sprang mit mannshohen Sprüngen närrisch vor Freude dem Buben entgegen.

Das Hühnervolk gackerte vor dem Hause. Die Tiere hatten Körnerfrucht bekommen und pickten unverdrossen. Ab und zu schlug der Hahn einer gar zu gefräßigen Henne den Schnabel in das Gefieder. Dann gab es Aufregung, Murren und Gekreisch gegen die Herrschergelüste des Hofgewaltigen.

Wie Veri, der Bub, draußen über die Steine ging, muhte im Stall drinnen seine Lieblingskuh. Er schlug die Halbtür zurück und trat ein. Das Mädchen folgte ihm. Rechts stand der Fuchs, die treue Lise, die ihr munteres Märzkind soeben hatte hergeben müssen. Beklopft und befühlt war das Tierchen worden von Männern mit rauhen Kehlen und groben Fäusten, die immer kamen, wenn die Lise wieder ein kleines Füllen groß gesäugt hatte. Viel Geschrei und Gemauschel gab es dann immer und gotteslästerliches Fluchen. Aber das Ende vom häßlichen Liede war immer dasselbe. Lise, die Pferdemutter, wußte es nicht anders. Am Schluß nahm ein Fremder ihr Kind am Strick und zog mit ihm von dannen. Auch jetzt stand sie und schaute traurig auf das halbverschmähte Futter. Den Schmuser, den Anreißer bei jedem Handel, den haßte sie von allen Wesen der Welt am innigsten. Warum der Teufel diesem widerlichen Kerl nicht längst seinen Pferdefuß ins Genick gegeben hatte! Der Teufel, der doch mit seinem Klumpfuß halb zum Pferdegeschlecht gehörte! Die Lise schnaubte mächtig durch die Nüstern, daß zwei weißliche Strahlen in die kühle Luft hinein fuhren, und schüttelte zornig die Mähne. Das nächste Mal wollte sie selbst ein wenig Teufel spielen, wenn der wirklich nicht wußte, was er einer Pferdemutter schuldig war. Der Schmuser sollte ihren Hinterfuß in den Hinterleib kriegen . . . ja, ja, das sollte der Lumpsamensch! . . . Lise fühlte sich wieder Mutter . . .

An den Pferdestand schloß die Reihe des Rindviehs sich an. Der Großknecht wollte eben das Melken beginnen. Er drängte sich gerade mit Eimer und Schemel zwischen zwei Tiere. Als Veri nach seinem Geschirr griff, das bei der Pumpe auf dem Boden stand, hörte er die Stimme des Knechtes höhnen: „So, so, Xaver?" Im selben Augenblick bekam er von hinten ein Paar klobige Bauernpratzen an die Ohren gehauen.

„Warum schlägst du meinen Bruder?" rief Lydia und wehrte dem Grobian.

„Geht's dich was an, du Lausfehl', du?"

Veri stand da und ballte die Fäuste; aber er fraß seine Wut in sich hinein.

„Wohl, wohl geht's mich was an," sagte das Mädchen.

„Mußt du's Maul aufreißen und für den da schwätzen?"

„Wenn's mir Freud macht, warum nicht? . . . kannst wohl eher fragen, bevor du zuschlägst, daß nicht ein Schuldloser deine Klauen spüren muß."

Der Knecht warf einen frechen Blick auf das zornsprühende, schöne Geschöpf, dem die Ungerechtigkeit das Blut in Wallung gebracht hatte.

„He nun . . ." sagte er einlenkend, „warum redet er nicht, der Klotz."

„Wenn du dreinhaust, bevor er den Mund auftun kann."

„Er ist die Nacht über nicht heimgekommen", murrte der Großknecht, „da wird einer wohl einen Zorn haben dürfen." Er schob sich schwerfällig zwischen zwei Tiere an sein Geschäft. Draußen bellte ein Hund, ein zweiter gab Antwort. Sie zogen die Handwägelchen vor den Stall, auf denen die Milch in die Käserei geholt wurde. Auch Veri nahm sein Melkgerät und setzte sich unter seine Bläß. Dabei sagte er zu dem Mädchen hinüber:

„Dem Bauern werd' ich mein' Sach schon berichten beim Vespern, dem Traugott steh ich kein' Red' . . . und sei ruhig, Lydia, schlagen laß ich mich nicht mehr."

Nun war nichts mehr zu hören, als das Zischen der Milchstrahlen, die klingend in die Blechgefäße fuhren.

Lydia Bachammer ging nach der Küche hinüber. Zenzi, die Magd, war dabei, den letzten Septemberhonig auszuschleudern. Das Geschäft besorgte sie allein, weil sie erstens der Naschhaftigkeit jedes andern Böses zutraute, zweitens selber an der Quelle am leichtesten einen Hafen Honig verschwinden lassen konnte. Sie sang dazu im Takt des eintönigen Drehens.

Lydia Bachammer drückte die Türklinke nieder und trat in die Küche. Die Zenzi stand mit hochrotem Gesicht am

Herd und schwang wie an der Drehorgel die Kurbel der Honigschleuder. Unten lief der goldgelbe, klare Saft heraus in das untergestellte Porzellangefäß.

„So, so,“ sagte die Magd, „der Xaver hat wieder heimgefunden . . .“

„Es ist ihm gestern ein Unglück zugestoßen, da hat er nicht kommen können.“

„Mag was recht's gewesen sein das Unglück . . . Umeinand' wird er sich getrieben haben,“ sagte die Magd mit gemeinem Mienenspiel. Und als das Mädchen keine Antwort fand, fuhr sie giftig blickend fort „Ich, wenn der Bauer wär, tät so einen mit dem Hund vom Hof jagen.“

„Ich glaube nur, daß der Scholli dann dem Veri die Hand lecken würde, statt ihn zu beißen,“ gab Lydia ruhig zurück.

Die Zenzi nagte an ihrer Unterlippe. Sie fühlte, daß die andere ihr über war an Reinheit, Güte und Klugheit; da meldete sich, wie es in solchen Fällen immer im Leben geht, der Haß in ihr. Als eine Feindin schaute sie in diesem Augenblick das schlanke, feine Mädchen an. Auch äußerlich war es ihr über; sie sah es . . . und das fraß noch heißer als alles andere.

„Wann schnürst du dein Bündel? Vor oder nach dem Mittagessen?“ stieß sie roh heraus.

„Das kommt auf den Bauer an, denk ich.“

„Der Bauer will, was ich will, daß du's nur weißt!“

„Wenn's wahr wär, hätt' ich wohl schon vor dem Morgenessen zusammenpacken müssen.“

Lydia Bachammer stand stolz und aufrecht vor dem herzlosen Weibe. Ihre hoheitsvolle Miene verriet nicht das zuckende Weh, das ihre Brust zusammenkrampfte. „Ich dachte, ich hätte mich nützlich machen können die paar Tage, bis ich einen neuen Platz gefunden habe,“ sagte sie bebend. „Zur Last liegen mag ich euch nicht.“

„Es könnt' ja auch jeder kommen — — dazu ist aber die Wanderarbeitsstätte da.“ Mit einem niederträchtigen Lachen warf ihr die Magd die Grausamkeit vor die Füße.

Lydia Bachammer wandte sich ab. Sie hatte das Gefühl, als lauerten giftige Schlangen im Hinterhalt. Schweigend ging sie hinaus.

Als sie in die Stube trat, hob Thaddäus Badstuber, der Bauer, den Kopf von der Brust. Er schien eingenickt gewesen zu sein. In seinen altersmüden Augen lag noch der Schlaf. Aber wie er das fremde Mädchen sah, lief ein Leuchten über sein versteintes Gesicht.

So wirkt ein guter Mensch glücktragend, glückverbreitend unbewußt, als ging bei seinem Eintritt in ein Haus die Sonne auf.

Lydia Pauline . . . Lydia Pauline . . .

Es ist, als flüsterten wesenlose Stimmen den Namen beglückt durch den Raum . . .

Lydia Pauline . . . Lydia Pauline . . .

Die kurzen Silben sind Ton, Wohlbefinden, Farbe — sind Schall, Wärme, Licht in einem. Das ist Durchbrechung der Naturgesetze: Das Wunder!

Wie musische Weisen singt es im halbzerstörten Gehör des Mannes. Eine Ahnung aller Jubelchöre, aller Meistergesänge der Zeiten, geht in seiner Seele dunkel auf wie ein springender, tönender Quell. Maienwunder erwachen, Lieder der Liebenden, Lieder des Volkes von lachender Jugendlust, vom Blühen, von sich verschwendendem Klang der rauschenden, brausenden Lebenskraft.

Lydia Pauline . . . Lydia Pauline . . .

Wie sanft wärmende Sonne, wie Wellen vom häuslichen Herd rieselt es dem Alten wohlig über den blutversiegelten, erkalteten Leib. Von unendlicher Güte redet die Wärmewelle, vom nimmerendenden Wohltun an andern. Heißen Mittag fühlt er über sommergesegneten Fluren, Träume fliegen auf von längstversunkenen Tagen, da der Saftstrom seines Lebensbaums noch ungehemmt und warm zur rätseltiefen Werkstatt floß. Und ein sanfter Hauch streichelt seine Runzelhaut, scheint sie zu glätten wie sonneheißer Duft aus Rosenhecken.

Lydia Pauline . . . Lydia Pauline . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Eis in Wirtschaft und Handel.

Winterplauderei von E. Hollstein.

(Nachdruck verboten.)

Das Aufblühen der Naturwissenschaften zu Beginn der Neuzeit, das der physikalischen Forschung einen großen Aufschwung brachte, gab auch Anlaß, die Eigenschaften des Eises genauer zu erforschen. Man erkannte, daß die starke Ausdehnung des gefrierenden Wassers gewaltige Sprengwirkungen auszuüben vermag, die der Kraft des Schießpulvers und des Wasserdampfes vergleichbar sind. Bei Versuchen, die von der florentinischen Akademie angestellt wurden, wurden mehrere starke Gefäße und Kugeln aus Glas und Metall mit Wasser gefüllt der Kälte ausgesetzt und zersprengt. Im Jahre 1785 zersprengte Williams in Quebec eine Bombe von 12¾ Zoll Durchmesser und 1½ bis 2 Zoll Metallstärke. Ein 2½ Pfund schwerer eingetriebener Stöpsel wurde bei — 23° R. 415 Fuß weit fortgeschleudert. In derselben Weise bediente sich Wahl zu Michelstadt im Odenwalde der Sprengkraft des Eises, um alte Bomben zu sprengen. Hierbei wurde eine gußeiserne Bombe von 18⅓ Pariser Zoll Durchmesser und 2¾ Zoll Metalldicke so vollständig zersprengt, daß Stücke von 150 Pfund Gewicht zehn Schritt weit fortgeschleudert wurden. Die Sprengwirkung des Frostes läßt sich auch im täglichen Leben vielfach beobachten. Der Frost hebt Schwellen und Steinpflaster in die Höhe, er zersprengt oft mit heftigem Knall Steine und Bäume, auch Mauern und Wasserleitungen, wirkt aber auch wohltätig durch die Auflockerung des Ackerbodens.

Bemerkenswert ist ferner die Festigkeit des Eises, von der verschiedene interessante Bauten Zeugnis abgelegt haben. Das berühmteste Gebäude dieser Art ist wohl jenes, das im Jahre 1740 zu St. Petersburg unter der Regierung der Kaiserin Anna aus behauenen, zwei bis drei Fuß dicken Blöcken von Newaeis aufgeführt wurde. Es bildete eine Art Palast von 52½ Fuß Länge, 16½ Fuß Breite und 20 Fuß Höhe mit einer Bedachung aus Eis. Vor dem Gebäude standen sechs Kanonen und zwei Mörser, die ebenfalls aus Eis hergestellt waren. Die Kanonen wurden mit ¼ Pfund Pulver geladen und Kugeln aus Werg, aber auch solche aus Eisen daraus geschossen. Eine der letzteren durchschlug ein zwei Zoll dickes Brett noch in einer Entfernung von 60 Schritten.

Kanonen aus Eis ließ übrigens in dem kalten Winter 1795 auch der geistliche Rat Weber zu Landshut in Bayern „aus einigen der dicksten und reinsten Eisstücke aus der Donau“ drehen. Es gelang, eine 36 Lot schwere Eiskugel aus dem senkrecht gestellten Geschütz zu einer solchen Höhe emporzutreiben, daß sie erst nach fast zwei Minuten wieder die Erde erreichte.

Durch große Schönheit ausgezeichnet waren die Eispaläste, die in neuerer Zeit jeden Winter in der Stadt Montreal in Kanada auf einem der Plätze dieser Stadt von zwei angesehenen Architekten errichtet wurden. Die Belagerung dieser Schlösser, die durch bengalische Flammen und Feuerwerk dargestellt wurden, gewährte einen zauberischen Anblick.

Die Rolle, die das Eis im Wirtschaftsleben spielt, ist teils eine nützliche, teils eine schädliche. Die winterliche Eisdecke auf den Flüssen und Seen und auf den Küstengewässern bildet ein starkes Verkehrshindernis. Durch die Einstellung der Binnenschiffahrt wird ein beträchtlicher Teil des Güterverkehrs auf die Eisenbahnen verwiesen und erschwert häufig die glatte Bewältigung des Güterverkehrs der Bahnen. Während in West- und Mitteleuropa die Eisdecke nur kürzere Zeit anhält, bleibt sie auf den Flüssen Rußlands und Sibiriens viele Monate hindurch bestehen. Die Wolga bleibt durchschnittlich vom 8. November bis 10. April verschlossen, unter den siebirischen Strömen ist der Ob volle 229 Tage vom Eise bedeckt, der Baikalsee friert um Weihnachten zu und steht erst wieder Ende Mai der Schiffahrt offen. In den Vereinigten Staaten gefriert der Hudson bei Albany, das unter der gleichen geographischen Breite wie die Insel Korsika liegt, durchschnittlich länger als 3 Monate. Langsam fließende Gewässer gefrieren schneller als rasch fließende, insbesondere ist die Eisbedeckung der Alpenflüsse sehr gering.

Über die Eisverhältnisse der Küstengewässer werden die Schiffahrtskreise regelmäßig auf telegraphischem Wege unterrichtet. Die Eissignalstationen geben Auskunft, ob die Schiffahrt unbehindert, erschwert oder geschlossen ist. Um die Flußmündungen für die Winterschiffahrt freizuhalten und im Frühjahr die gefährlichen Eisversetzungen und Eisstopfungen zu beseitigen, hat man starke Schraubendampfer mit kräftigen Maschinen, die sogenannten Eisbrecher erbaut. Neuerdings rüstet man die Eisbrecher mit Schrauben sowohl am Bug wie am Heck aus. Die vordere Schraube dient zum Lockern des Eises, die Propeller aus Nickelstahl können gegen massives Eis arbeiten, ohne Schaden zu nehmen. Der nach den Plänen des Vizeadmirals Makaroff erbaute russische Eisbrecher „Jermak“ ist 93 Meter lang, seine Maschinen entwickeln 10 000 Pferdestärken. Das Schiff besitzt am Bug eine, am Heck drei Schrauben; es vermag feste Eisdecken von 7,6 Meter Dicke zu zertrümmern. Ein ähnliches Fahrzeug, das für den Baikalsee erbaut wurde, trägt auf dem Oberdeck 25 beladene Eisenbahnwagen und bietet in den Kajüten Platz für 150 Personen.

Eine große Gefahr für die Seeschiffahrt bilden ferner die Eisberge, die aus den Polargebieten stammen und während der Sommermonate in niedere Breiten vordringen. Der Untergang des englischen Riesendampfers „Titanic“ ist noch in frischer Erinnerung. Die Eismassen erreichen mitunter gewaltige Abmessungen. Man hat Eisberge von etwa 100 Meter Höhe beobachtet; da das Eis aber nur zu etwa $1/7$ seiner Höhe aus dem Meerwasser auftaucht, so ergibt sich für jene Eiskolosse eine Gesamthöhe von 700 bis 800 Metern. Das Gewicht des größten Eisberges, den der Polarforscher Scoresby an der grönländischen Küste sah, wurde auf etwa 2 Millionen Tonnen geschätzt. Besonders häufig sind die Eisberge am Nordrand der Neufundlandbank. Dort beobachtete im Mai des Jahres 1882 ein deutscher Dampfer innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 351 Eisberge. Die Schiffe sind angewiesen, über die gesichteten Eisberge Meldungen an die Hafenbehörden zu erstatten. Auf Grund dieser Angaben werden nötigenfalls, wie dies z. B. im April 1903 geschah, die international vereinbarten Dampferwege zwischen Europa und Nordamerika zeitweilig südlicher verlegt.

Sehr wichtige Dienste leistet dagegen das Eis in den verschiedensten Gewerbezweigen, in der Medizin und im Privathaushalt. Es ist zu Kühlzwecken in der Bierbrauerei, Mälzerei und Brennerei, bei der Fabrikation von Margarine, Stearin, Schokolade und Milchprodukten unentbehrlich; in Gasthöfen und Haushaltungen dient es zur Kühlung der Speisen und Getränke, in Konditoreien zur Herstellung des Gefrorenen, in den Schlachthäusern zur Frischhaltung des Fleisches. Für den Arzt bildet es ein wertvolles Mittel zur Stillung von Blutungen.

Zur Deckung des sommerlichen Eisbedarfs werden im Winter beträchtliche Mengen des auf den Flüssen und den Seen sich bildenden Eises geborgen. Die Gewinnung erfolgt mit Hilfe eines Eispfluges, der Furchen in die Eisdecke schneidet, so daß Tafeln von 60 Zentimeter Länge und 90 Zentimeter Breite entstehen. Etwa 110 solcher Tafeln werden noch zusammenhängend als Eisfloß an das Ufer gezogen. Das Eis wird zur Aufbewahrung in Eishäuser verbracht, in denen bei sorgfältiger Isolierung der jährliche Schmelzverlust nicht mehr als 20 bis 25 Prozent beträgt. Der Handel mit Natureis hat zeitweilig einen sehr bedeutenden Umfang angenommen und seine großartigste Entwicklung in Boston und Neuyork erreicht. Im Jahre 1799 ging die erste Schiffsladung Eis von Neuyork nach Charleston. Tudor in Bostan sandte im Jahre 1805 ein mit Eis beladenes Schiff nach Martinique und begann, von 1833 ab auch Eis nach Ostindien auszuführen. In Europa sind die wichtigsten Lieferanten von Natureis Norwegen, das England, Frankreich, Hamburg, Holland und Spanien versorgt, und die Schweiz, deren unmittelbar von den Gletschern gewonnenes Eis vorwiegend im Lande selbst Verwendung findet, zum Teil aber auch nach Frankreich ausgeführt wird.

In neuerer Zeit hat aber der Handel mit Natureis eine starke Einschränkung erfahren durch die Entwicklung der Kunsteisfabrikation. Die Fortschritte der modernen Kältetechnik ermöglichten es, das Kunsteis ebenso wohlfeil zu liefern wie das Natureis. Dabei zeichnet sich ersteres vor dem Naturprodukt durch eine größere Reinheit aus. Die Herstellung des Kunsteises erfolgt in der Regel in Blechzellen, die in eine Salzlösung von ungefähr 6 Grad Celsius eintauchen. Die auf diese Weise erzeugten Eisblöcke von 1 Meter Länge und 25 Kilogramm Gewicht erfordern zum Ausfrieren einen Zeitraum von etwa 24 Stunden. Um des Eis kristallhell und keimfrei zu erhalten, ist die Verwendung von destilliertem und entlüftetem Wasser erforderlich.

In ähnlicher Weise werden die neuerdings mehr und mehr in Aufnahme kommenden künstlichen Eisbahnen erzeugt; bei diesen befindet sich unter einer 5 bis 6 Zentimeter hohen Wasserschicht ein Behälter mit eng aneinanderliegenden Kanälen oder Rohren, die von kalter Sole durchströmt werden.

Eine sehr wichtige Verwendung hat endlich das künstlich erzeugte Eis im Bergbau gefunden. Die Abteufung der Schächte von dem sogenannten „schwimmenden Gebirge“ war früher mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Im Jahre 1886 zeigte jedoch Poetsch, daß man der Schwierigkeiten in einfacher Weise Herr werden könne, indem man die ganze wasserhaltende Schicht zum Gefrieren bringt. Zu diesem Zwecke werden rings um den Schachtumfang in senkrechter Richtung Doppelrohre eingetrieben, in denen Salzsole von —15 Grad bis —20 Grad Celsius umläuft.

Bunte Chronik

* „Um Gotteswillen! Nicht aufwecken!“ In Berlin erzählt man sich gegenwärtig folgende niedliche Geschichte: Eines Tages wollte der Minister X. eine im Nebengebäude arbeitende ihm unterstellte Abteilung besuchen. Als er ankam, schien das ganze Haus ausgestorben. Nur ein alter Pförtner war da und erstarb in Hochachtung, als er den Namen des Besuchers erfuhr. Knieschlotternd bekannte er, daß keiner der Beamten zur Stelle sei. Der Minister bat, ihm wenigstens die Räume zu zeigen. Der Alte gehorchte. Zufällig fanden sie aber in einem Zimmer einen Beamten, der an seinem Schreibtisch eingenickt war. Der Pförtner wollte ihn wecken; aber rasch faßte ihn der Minister am Arm: „Um Gotteswillen! Nicht wecken! Sonst geht er auch fort!“

*

*** Die Krawatte des Abgeordneten.** In der französischen Kammer erzählt man sich folgende niedliche Geschichte, die kürzlich einem Deputierten passierte. Es war gelegentlich der Besprechung des Militäretats. Unser Abgeordnete will dazu das Wort ergreifen, stundenlang hat er zu Haus seine Beredsamkeit trainiert, auf dem Wege zur Kammer repetiert er noch die wichtigsten Stellen, ganz vertieft in seinen Militäretat. Erhitzt stürzt er ins Palais hinein, er hat höchste Eile, gleich ist es drei Uhr, und in wenigen Minuten beginnt die Sitzung, in der er als erster zu sprechen hat. Gerade will er seinen Schirm in der Garderobe ablegen, da hält ihn einer der Diener an: „Verzeihung, Herr Abgeordneter, haben Sie schon bemerkt, daß Sie ohne Krawatte sind?“ Sprachlos steht der sonst so Beredte. Dann, als er sich zu erholen beginnt: „Donnerwetter! Das ist ja furchtbar ärgerlich! Und in fünf Minuten soll ich sprechen! Bitte, sehen Sie zu, daß Sie mir eine Krawatte besorgen können! Sofort ....“ Da fallen seine Augen auf das Parapluie in seiner Hand, auf das ganz neue Paraplnie mit dem ganz neuen seidenen Überzug. „Nein, nein! Lassen Sie sich nicht stören!“ Er reißt den Überzug ab, schneidet die beiden Enden ab und bindet den Schirmüberzug um seinen Stehkragen. Vor dem Spiegel schlingt er einen leidlichen Knoten und steigt auf die Rednertribüne, ganz Herr der Situation.

*

*** Eine drahtlose Konzertagentur.** Man kann jetzt auf drahtlose Konzerte in Amerika abonnieren. Zumindest können dies schon die Abonnenten der Funkenstation Newark, die jeden Freitag, abends 7 Uhr, ein drahtloses Konzert veranstaltet. Wenn sie das Zeichen Ws. J. Z. gibt, nehmen alle Abonnenten strahlenden Antlitzes den Hörer ab. Das Konzert ist auf 3600 Kilometer im Umkreis zu vernehmen, also bis zum Ostufer des Mississippi und bis zu den Bermudas-Inseln. Da nehmen denn viele, die bisher von jedem Kunstgenusse ausgeschlossen waren, es nehmen Farmer im einsamen Urwalde, Kranke auf ihrem Schmerzenslager, es nehmen die Bewohner kleiner Dörfer und entlegener Städtchen den Hörer ans Ohr und horchen, was das weltberühmte Orchester spielt oder der hochbezahlte Heldentenor singt, der Tausende von Kilometern entfernt den Weg zu einem Auditorium findet, das er nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommt, und das doch mit der Zeit größer und zahlreicher wird als die Hörerschaft, die auch der größte Konzertsaal zu fassen vermöchte.

Kleine Rundschau-Ecke

Ein guter Mensch. „Wie kamst du eigentlich darauf, Fräulein Braun eine Liebeserklärung zu machen?“ — „Ach Gott, sie war auf unserem Sommerausflug von der Hitze so erschöpft, und da wollte ich ihr eben eine Erfrischung darbieten.“

*

Auskunft. „Entschuldigen Sie, Herr Schaffner, wann geht denn der letzte Zug nach Potsdam?“ „Männeken, det erleben wir beede nich!“

*

Im Zeichen des teuren Briefportos. „... Entschuldige bitte, wenn ich diesen Brief nicht abschicke — aber das Porto ist horrend ...!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.